

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Morgen ist sein Geburtstag
Autor: Spieker, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da kam ihm auf einmal ein einleuchtender Gedanke: dieser junge Mensch konnte ja ebensogut ihr Bruder sein; zwar war keine Nehnlichkeit vorhanden, doch für einen Liebhaber war er lange nicht zworzufindend genug. So zum Beispiel trug der junge Mann nie die Musiknappe — selbstverständlich ein brüderliches Versehen! Nun wäre einzuwenden gewesen, daß eine Schwester einer solchen Vergeßlichkeit schleunigst abgeholfen hätte, wogegen es ihr an anderer Stelle nicht so leicht hätte fallen dürfen. Aber Leute in des Vikars Herzensverfassung sind nicht mehr imstande, eine so wichtige Frage wie die vorliegende von beiden Seiten unparteiisch zu betrachten.

Also nahm er ganz beruhigt am nächsten Morgen wieder seinen gewohnten Platz ein und sah die beiden vorbeigehen, ohne die geringste Eifersuchtsanwandlung zu verspüren.

Bald darauf fand die große Gemeinde-Theeversammlung statt, was den Vikar in keine besonders gehobene Stimmung verhießte. Ihm waren solche Gemeindeabfütterungen verhaßt, ihn widerte der Geruch des angebratenen schlechten Thees und des minderwertigen Pfauenkuchens an; solch' vollgekropfte Räume, wo er von Leuten, die nicht übermäßig reinlich waren, herumgestoßen wurde, waren ihm im höchsten Grad verhaßt, und am unangenehmsten war ihm, wenn er die Theetöpfe aus dem großen Kessel wieder auffüllen mußte, eine Arbeit, die an solchen Gemeindethees meist ihm aufgebürdet wurde.

Doch als er den Saal betrat, wurde er plötzlich zum eifrigsten Schwärmer von solchen gemeinnützigen Veranstaltungen; denn die erste Person, die ihm in die Augen fiel, war das „süße Geschöpf“. Sie trug ein weißes Musselinkleid, und jemand, wahrscheinlich ihr Bruder, hatte ihr einige feuerrote Nelken geschenkt, die sich von ihrem weißen Hals gar herrlich abhoben. Sie stand an einem der langen Tische, hielt in der einen Hand einen Teller mit Butterbrot, in der andern eine Schüssel mit Kuchen. So war sie also doch endlich bei einer solchen Gelegenheit zugegen.

Der Vikar nahm seinen Platz neben dem Theekessel ein und gab sich Mühe auszusehen, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen. Er versuchte dem Pfarrer, als er von ihm angesprochen wurde, vernünftige Antworten zu geben und mit den helfenden Damen zu scherzen, wenn sie ihre Theekannen zum Auffüllen zu ihm brachten. Doch die ganze Zeit dachte er dabei nur an das „süße Geschöpf“, hatte nur Augen für sie. Er beneidete die Leute, weil sie von „ihr“ lächelnd angesprochen würden, er beneidete sie, weil sie von ihrer zarten Hand bedient würden; er beneidete den Pfarrer, weil sie zu ihm kam, um seinen Rat zu holen, als ihr die Butter ausging und für Tomm Tomms nicht mehr genug Kreiss da war.

Einmal — leider nur ein einziges Mal, ließ sie sich von ihm die Theekanne neu auffüllen. In seiner Aufregung goß er sie beinahe zu voll. Zum Glück spülte er noch im letzten Moment einhalten, und als er sie zurückgab, richtete er es so ein, daß er ihre Hand berührte, und sie dankte ihm mit gewinnendem Lächeln. Im nächsten Augenblick lächelte sie gerade ebenso bezaubernd einen ausgehungerten Botenjungen an, dem sie Thee eingößt; aber wie gefragt: der Vikar war nicht mehr in der Verfassung, so feine Unterschiede zu machen.

Endlich ein lichter Tag in seinem eintönigen Leben!

Später, als der Thee abgetragen, sang sie. Ihre Stimme hatte nichts so besonders Berückendes, — sie war süß und angenehm, das war alles, was man zu ihren Gunsten aussagen konnte. Doch dem Vikar schien sie die schönste, die er noch je

gehört, und jede Note prägte er sich ein, damit er sich in den langen, öden Stunden noch in der Erinnerung daran ergözen könne.

Doch wie jedes Vergnügen, so ging auch dieser Tag zu Ende und zwar nach des Vikars Meinung nur allzu schnell. Das „süße Geschöpf“ ging schon sehr früh fort, und obgleich er ihr eigenhändig die Thüre öffnete und gute Nacht wünschte, bekam er doch bloß ein abwesendes „Danke!“ zu hören. Ihr wenigstens konnte man den Vorwurf einer Vikariägerin nicht machen.

Bon diesem zufälligen Treffen versprach sich der Vikar sehr viel und baute noch kühnere Luftschlösser.

Sein Mut wurde jedoch einen oder zwei Tage später etwas geklaut, als er sie zur gewohnten Stunde nicht vorbeikommen sah. Mehrere Tage vergingen, ohne daß er sie erblickte, und zuletzt dachte er, daß sie erkrankt sein müsse. Die Influenza regierte, und er sorgte sich um sie, seinen besorgten Blicken war sie stets etwas zart erschienen.

Gines Morgens erhielt er ein Billet von der Frau Pfarrer, in welchem sie ihn erachtete, in der Gemeindekirche um zwei Uhr ihren Mann bei einer Trauung zu vertreten, da er an Influenza erkrankt und dadurch verhindert sei, sie selbst zu übernehmen. Den Vikaren wurden die Trauungen selten überlassen, ausgenommen die der Armen. Die Trauungen in den Kreisen der Besserstiuerten behielt sich der Pfarrer vor, überließ aber die Begräbniszeremonien meist seinen Gehilfen.

Doch auch der Vikar zog die Hochzeiten den Begräbnissen vor und machte sich demgemäß vergnügt bereit. Seine Laune wurde noch besser, als er in dem Bräutigam den Bruder des „süßen Geschöpfs“ erkannte. Dann würde sie natürlich auch kommen, vielleicht gar Brautjungfer sein, und man konnte ja nicht wissen, ob ihnen nicht Gelegenheit geboten würde, verstoßene Blicke zu wechseln. Er wünschte nur, die Kirche wäre mit Blumen geschmückt worden, sie war ein so kahles, ödes Gebäude. Doch draußen wenigstens lag glänzender Sonnenschein, und er würde „sie“ sehen ... das war die Haupitsache!

Nun kam die Hochzeitsgesellschaft mit der Braut durch das Schiff geschritten. Brautjungfern waren keine dabei, und die Braut trug bloß eine matte, taubengraue Toilette und einen großen Hut mit weißen Federn, der ihr Gesicht ganz verdeckte.

Plötzlich hob sie den Kopf, und das Herz des Vikars zuckte in jähem Schrecken zusammen — denn die Braut war „das süße Geschöpf“!

Wie er mit der Trauung fertig wurde, blieb ihm stets ein Rätsel, ebenso, wie er die Abschiedsszene in der Sakristei überstand. Nur froh war er, daß niemand vorschlug, er solle die Braut küssen, und froh war er sogar, als die Wagentür hinter ihr geschlossen wurde und sie die Gemeinde von St. Georg vielleicht für immer verließ.

Das war der einzige Roman in seinem Leben. Manche Leute finden, er sei hoffnungslos prosaisch. Zugegeben! Aber immerhin, dieses Mädchen, mit dem er kaum ein Wort gewechselt, das hatte er geliebt mit all' der Kraft seines ehrlichen Herzens, und mit ihrem Fortgang zog auch alle Freude aus seinem Leben.

Er ist immer noch unverheiratet, immer noch im Sprengel von St. Georg thätig und lebt noch in derselben dumpfigen Straße, die ihm durch die Erinnerung an die zierliche Figur des „süßen Geschöpfs“ geheiligt ist.

Morgen ist sein Geburtstag.

Erlebt und erzählt von Helene Spieker.

Nachdem wir den Mai und Juni über vor Kälte mit den Bähnen geklappt hatten, was alles dem unglücklichen Martinique in die Schuhe geschnitten wurde, hatte endlich der Juli die ersehnte Sommerwärme gebracht. Heiß lag die liebe Sonne den ganzen Tag über der großen Alare-Ebene und dem malerischen Thun, und ich ging daher gern am Spätnachmittag von der Stadt nach Scherzlingen zu, dem hübschen Dörfchen, wo die rasche, grüne Alare den See verläßt, um mir am Fluß- und Seefter ein bisschen Kühlung zu holen.

Täglich begegneten mir auf diesem Wege ganze Scharen

von Knaben, die, das Badezeug unter dem Arm, nach dem Badeplatz am See pilgerten, dort wo der letzte der riesigen Bäume des schönen Schloßparks von Schadau seine tiefhängenden Nester im See spült.

Eben war wieder solch lustiger Trupp an mir vorübergezogen. Ein kleiner Kerl in blauer Matrosenbluse trennte sich von den übrigen, blieb zurück und begann am Wiesenrain einen mächtigen Blumenstrauß zu pflücken.

„Grüßt!“ sagte er mit dem hübschen Schweizergruß, als ich an ihm vorüberkam, und zog seinen kleinen Strohhut.

Nie in meinem Leben hatte ich in ein sonnigeres Kindergesicht geblickt. Alles an ihm strahlte und leuchtete: seine blauen Augen, die goldblonden, etwas lockigen Haare, die weiße Stirn, der fröhliche rote Kindermund. Ich konnte nicht anders, ich mußte den Jungen anreden.

„Du liebst wohl die Blumen sehr?“ fragte ich ihn.

„Ich lieb’ sie schon,“ antwortete er zutraulich, „aber hauptsächlich pfück’ ich sie, weil die Mutter sich freut, wenn ich ihr Blumen mitbringe. Die tragen wir dann nach dem Abendessen auf den Kirchhof zu all’ meinen toten Brüdern.“

„All’ deinen toten Brüdern?“ wiederholte ich erstaunt.

„Ja, wieviel hast du denn auf dem Kirchhof?“

„Vier,“ sagte er fast triumphierend, als sei er stolz auf die reiche Zahl. „Heute haben wir keine Kinder mehr außer mir,“ setzte er hinzu.

Sehr nahe schien ihm der Tod seiner Geschwister nicht zu gehen. Deshalb fragte ich weiter: „Sie sind wohl schon lange tot?“

„Furchtbar lange,“ klang es mit Nachdruck zurück. „Als sie starben, gab es mich überhaupt noch nicht, und ich bin doch schon zehn Jahr,“ — er reckte sich förmlich bei dieser stolzen Altersangabe — „das heißtt, heute eigentlich noch nicht,“ er lächelte schelmisch, „aber morgen — denn morgen —“ nun zögerte er ein wenig, aber dann konnte er doch nicht mehr daran zurückhalten, „denn morgen ist mein Geburtstag!“

Es lag ein unglaublicher Jubel in dieser Ankündigung. Seine Augen blitzten.

„Und morgen ist noch dazu gerade Sonntag. Fein! Nicht?“ fügte er strahlend hinzu. „Da braucht man doch wenigstens nicht in die Schule. Und Vater hat versprochen, wir fahren morgen mit dem Schiff nach Spiez und gehen dann nach Aeschried hinauf. Da ist nämlich meine kleine schwarze Ziege für den Sommer bei einer Frau, die eine schöne Matze hat; denn dort hat sie es bei der Hitze besser als bei uns in der Stadt.“ Das klang so drollig alflug.

„Eine hübschere Ziege gibt es überhaupt nicht,“ schwatzte er weiter, „und sie gehört mir ganz allein. Die läuft mir nach wie ein Hund, und wenn sie springt und bckt, muß man sich totlachen. Nun darf ich sie morgen besuchen, Vater hat’s versprochen. Ich freue mich so. Ob sie mich wohl noch erkennen wird? Als die Frau sie im Frühjahr abholte, habe ich geweint; damals war ich eben noch viel kleiner. Jetzt würde ich mich schämen, zu weinen; denn morgen werde ich ja schon zehn Jahre. Ach, wenn es doch erst morgen wäre!“

Er schien nun genug Blumen zu haben, und wir schritten tapfer zusammen weiter den sonnigen Wiesenweg entlang, als seien wir zwei alte Bekannte und das müßte so sein.

Aber lange ließ ihn seine Glückseligkeit nicht schweigen.

„Als ich vorhin von Hause wegging,“ erzählte er geheimnisvoll, „kam ich an der offenen Küchentür vorbei, und da sah ich, daß Mutter schon meinen Geburtstagskuchen einführte. Sie machte freilich gleich die Thüre zu; aber ich hatte doch schon bemerkt, daß ein ganzer Haufen Rosinen auf dem Tisch lag. Recht viel Rosinen, das schmeckt famos! Finden Sie nicht?“

Ich beeilte mich selbstverständlich zu versichern, daß auch ich mir nichts Schöneres ausdenken könne als recht viel Rosinen.

„Hast du dir denn auch was gewünscht zum Geburtstag?“ fragte ich dann.

„Natürlich,“ versicherte er eifrig. „Eine Angelrute, eine recht lange Angelrute, mit allem, was dazu gehört. Angeln ist zu sein! Vater soll es mir zeigen. Gleich morgen, ehe wir nach Spiez fahren, hat er freilich keine Angelrute besorgt“

— seine Miene wurde etwas bedenklich — „ich habe doch vorhin heimlich in allen Ecken nachgesehen!“ Dann aber heiterte sich sein Gesicht wieder zu strahlender Zuversicht auf, als er fortfuhr: „Aber sicher kaufst er mir heute nachmittag eine, während ich bade. Ich habe sie mir ja so gewünscht. Und ich kenne doch Vater.“

Plötzlich riß er mit raschem Ruck sein Badelaken, das er unter dem Arm trug, auseinander und zog eine kleine, rot und weiß gestreifte Badehose hervor.

„Die habe ich voriges Jahr zum Geburtstag bekommen,“ erklärte er stolz.

Damit war nun unser Gespräch auf den Wassersport gekommen, und ich fragte ihn daraufhin, ob er denn auch schwimmen könne.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, aber ich werde es diesen Sommer lernen. Paul Werner will es mir zeigen. Paul

Werner, wissen Sie, der Junge aus meiner Klasse, der auch in der Hauptgasse wohnt, nahe bei uns, der kann famos schwimmen, sogar auf dem Rücken. Können Sie auch auf dem Rücken schwimmen?“

Leider mußte ich beschämmt verneinen, was seiner Hochachtung für mich einen erheblichen Stoß zu geben schien. „Vielleicht können Sie es noch lernen,“ sagte er dann tröstend.

Der Trupp der andern Jungs war schon in ziemlicher Entfernung fast verschwunden; nun drehte sich einer von ihnen um und pfiff laut und gellend auf zwei in den Mund gesteckten Fingern.

„Jetzt muß ich aber laufen,“ sagte mein kleiner Freund eilig, „sonst hole ich sie nimmer ein.“ Zutraulich reichte er mir seine sonnenverbrannte Kinderhand und trotzte davon.

Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich legte beide Hände hohl an den Mund und rief ihm nach: „Höre, sage mir doch noch, wie du heißt!“

Noch einmal wandte er mir sein lachendes glückliches Gesicht zu. „Frisli!“ schrie er zurück, machte darauf einen Luftsprung wie ein junges Füllen, warf seinen Strohhut in die Höhe und jubelte übermütig: „Morgen ist mein Geburtstag!“ Dann lief er leichtfüßig über die grüne, sonnengoldige Wiese dahin, den andern nach, dem baumbestandenen Seeufer zu.

Ich aber wandte mich der uralten, malerischen kleinen Kirche von Scherzigen zu, neben der die Ueberfahrtstelle liegt, an der mich zwei freundliche, alte Weiblein fast täglich hinauf beförderten über die Alare, ans jenseitige Ufer zu meinem Abendspaziergang an der Bähimattpromenade“.

Luftig tanzte das hübsche, mit einem Sonnensegel überspannte Flachboot über die in reißender Strömung pfeilschnell dahinwirbelnde, dunkelgrüne Alare, und bald darauf trieben es die sichern Ruderschläge der beiden geschickten Alten an die Steintreppe am andern Ufer, wo sie gewandt die Kette um den Steinpfeiler schlängeln und damit das Boot so lange festhielten, bis ich ausgestiegen war.

Langsam bummelte ich den Weg am Ufer entlang bis zu dem Punkt, wo plötzlich der herrliche Thunersee in seiner ganzen Pracht vor dem entzückten Blick liegt. Die mächtigen, knorriigen, alten Eichen, unter denen ich wandelte, spendeten mir ihren kühlen Schatten, vom Wasser herüber wehte ein köstlicher, frischer Lufthauch, und auf der Bähimatte hatte man geheut, — wie das duftete!

Ich warf mich in das frische Heu und faltete die Hände unter dem Kopf. Wie lange ich so in süßer Gedankenlosigkeit lag, weiß ich nicht. Etwas von Frizlis übersprudelnder, jubelnder Lebensfreude schien an mir haften geblieben zu sein. Ja, das Leben war doch herrlich am lachend schönen Thunersee! Wie blaugrün die glänzende, von kleinen Booten belebte Wasserfläche schimmerte, wie majestätisch ragten die blendenden Schneehäupter von Eiger, Mönch und Jungfrau, sowie die gewaltigen, weißen Zinnen der trostigen Blümlihalp in den wolkenlosen Sommerhimmel hinein! Aus den grün bewaldeten Borbergen lugten überall stattliche Schlösser und zierliche Dörfer hervor.

Langsam zog ein großer Dampfer an mir vorüber, eine lange glitzernde Spur hinter sich lassend. Eine Gesellschaft lustiger, junger Leute an Bord sang ein übermütiges Lied; die fröhliche Schar der Touristen auf dem Verdeck lachte und schwatzte durcheinander. Die meisten hatten Hüte und Stöcke mit Alpenrosen geschmückt, von denen Ueingebliebne glauben, daß sie glücklich überstandene, gefährliche Bergtouren dokumentieren, die man aber doch so viel bequemer in Interlaken oder sonstwo — kaufst.

In dem wundervollen Park des Schlosses Schadau, in den ich gerade hineinblicken konnte, spielte auf sammtartigem Rasen eine elegante Gesellschaft Tennis. Ihr Lachen und Scherzen drang bis zu mir herüber.

Die ganze Welt schien in Sonnenglanz und Lebensfreude getaucht zu sein. Konnte es überhaupt Sorge und Schatten geben an diesem wundervollen Tage?

Ich nahm mir vor, morgen auch mit dem Dampfer nach Spiez zu fahren, vielleicht traf ich Frizli, das glückstrahlende Geburtstagskind. Ich wollte ihm eine Tafel Chocolade mitbringen. Förmliche Sehnsucht hatte ich nach seinen lachenden Augen.

Wie im Halbschlaf blinzelte ich über den See. Dort weiter drüben, näher dem Ufer, hinter dem ausgedehnten Schadauschen Park, schien man zu fischen; schöne Fische birgt ja der See im Ueberfluß. Eine Anzahl kleiner Boote hielt

sich auf einem Fleck zusammen. Sicher war da ein Netz ausgelegt worden, das nun eingeholt wurde. Richtig, den Bewegungen der Leute nach zu urteilen, zog man jetzt etwas Schweres an Bord. Schade, daß ich meinen Felsfischer nicht bei mir hatte, ich beobachte die Fischer so gern bei ihrer hübschen Arbeit.

Dann fuhren die Boote plötzlich auseinander. Das größte kam, von zwei kräftigen Männern gerudert, pfeilschnell in der Richtung auf mich zugesogen, bog in die Alare ein und verschwand mitten im Blicken. Mitten im Boot hatte ein dritter Mann gekneift, der sich mit merkwürdig regelmäßigen, ruckweisen Bewegungen mit etwas, das auf dem Boden des Fahrzeugs lag, zu beschäftigen schien. Immer, wenn er sich zurückbog, hob jede seiner Hände ein schniales, weißes Etwaß empor, das dann rasch wieder unter dem Bootsrand verschwand. Was es war, konnte ich nicht erkennen.

Dann dachte ich nicht mehr an das Boot, erhob mich, klopfte das Heu aus meinen Kleidern und schlenderte in wohliger Stimmung den Weg zurück, den ich gekommen war.

Sch kam zur rechten Zeit, mein Fährboot war gerade am richtigen Ufer und wollte eben abstoßen. Rasch sprang ich hinein. Außer mir und den beiden rudernden Altchen war nur noch eine freundliche, blonde Frau aus dem Volk im Boot. Als wir uns vom Ufer entfernten, blickte ich zu der gegenüberliegenden Anlegestelle hin und sah zu meinem Erstaunen, daß sich dort eine ziemlich große Menschenmenge versammelt hatte, hauptsächlich Kinder. Eifrig und aufgereggt wurde geredet und gestikuliert. Aber noch ehe ich eine Frage stellen konnte, gaben mir die jammernenden Neden meiner beiden Fährweiber Aufschluß.

„Dies Unglück!“ flagte die eine. „Solch schönes, liebes Kind!“

(Schluß folgt).

Zu unsern Kunstbeilagen.

Den wackern Meister, dessen Oelgemälde „Inspektion der Trappisten vor dem Abmarsch zur Armee“ (eine Episode aus dem deutsch-französischen Krieg) unser erstes Kunstblatt wiedergibt, dürfen wir beinahe als einen der Unirigen betrachten. Nicht nur weilte er die längste Zeit in der Schweiz, er war auch der Schüler unseres trefflichen Landschafters Robert Bünd in Luzern und hat vielfach schweizerische Landschaftsbilder mit seinem Pinsel festgehalten. Was wir über ihn mitteilen können, ist kurz Folgendes: Paul Gustave Robinet ist zu Magny-Bernois (Departement Haute-Saône) geboren am 11. April 1845; heute ist er bereits das Haupt einer Familie, von der sich noch weitere Glieder (ein Sohn und eine Tochter) in der Kunst betätigen. Er ist der Schüler von Barrias, Cabat, Meissonier und Bünd und hat Italien, Österreich und Russland bereist, worauf er sich in der Schweiz niederließ. Von seinen Gemälden machen wir namhaft: „Böznerbach am Bierwaldstättersee“ (1869), „Ansicht von Monaco“ (1874), „Urrichtstock

bei Sonnenaufgang“, „Trappisten zur Winterszeit im Walde arbeitend“ u. s. w. Mehrfach wurde er durch Medaillen ausgezeichnet, so schon 1869 in Paris, 1873 in Wien u. s. w. — Unser zweites Kunstblatt, nach einer Kohlenzeichnung von Fräulein Bida Ortgies, wird schon an und für sich als sturm bewegte Winterlandschaft durch seinen Stimmungsgehalt untern Freunden willkommen sein. Dazu nun tritt noch der Umstand, daß das Motiv einer Gegend entnommen ist, die uns als Heimat Conrad Ferdinand Meyers besonders lieb und wert geworden. Wieder ifts das traute Kirchlein auf der Höhe, das C. F. Meyers herrliches Requiem verklärt hat, wie auch auf H. J. Burgers Aquarell (s. Heft 20 S. 495): dort aber war es Schilchberg in friedlicher Abendbeleuchtung mit dem ganzen Seegestade und mit dem imposanten Alpenhintergrund — hier ist es in erster Linie ein Winterbild, in dem das Schneetreiben recht glaubhaft zur Anschauung kommt.

O. W.

Schneefall.

Wie die Flocken fallen
Im lustigen Wirbel,
Wie sie schwanken und schwirren,
Sich drehen und tanzen
Und tapfer sich schlagen
In dichtem Gewühl!
Die einen erwählen sich
Kluglich die Höhen,
Die lustigen Dächer,
Oder sie werden
Vom Winde des Zufalls
Dorthin verschlagen.
Nun prangen sie herrlich
Im Kleide des Hochmuts,
Im weißen Gewande
Und schauen vornehm
Auf ihre Genossen,
Die ehrlichen Kampfes
Sich mühn', zu entrinnen
Dem Schmütze der Straße.

Schon fast auf dem Boden,
Erhebt sich die Flocke, —
Vergebliches Ringen!
Bald liegst du im Kote,
Der stark dich herabzieht;
Dann kommen sie alle:
Die Füße der Menschen,
Die Hufe der Pferde,
Die Räder der Wagen
Und lassen zurück dich
Auf schlammiger Straße, —
Ein Nichts im Meere des
Da wehet aus Osten [Schmütze]. —
Ein kälterer Windhauch
Und rötet die Wangen
Und stärket die Glieder
Und stählet die Herzen
Im Kampfe des Daseins.
Es deckt sich allmählich
Der Grund auch der Straße
Mit weißem Gewande.

Und wie im Tode
Der König, der Bettler,
Der Starke, der Schwache
Einförmig sich kleiden
In schimmerndes Weiß, —
So deckt nun gleich Bahrtuch
Die Höhen, die Dächer,
Die Straßen, die Wiesen
Der Flocken Gewebe.
Die Gleichheit herrscht
Vom Sumpf bis zum Gipfel
Des stolzesten Berges. —
Doch wie viele Kämpfer
Und wackere Streiter
Mußten sich opfern,
Sich lassen zertreten
Im Kot von der Menge,
Bis sie war errungen,
Die Gleichheit, die Freiheit? —
Wer sieht es, wer fragt es?

Carl Josephy, Zürich.

